

Feuilleton

Bijan Kafi

Aufstieg des Neorassismus

Zu Coleman Hughes: ›Farbenblind‹*

Wer alt wird, wird nostalgisch. Neben dem, was der bekannten Weise gemäß im Rückspiegel immer vorteilhafter aussieht, fördert der rückwärtsgewandte Blick auch das eine oder andere zutage, das tatsächlich besser war. In den Sommerferien 1994 verkaufte ich Musik in einer Karstadt-Filiale in Hannover. Im Radio trällerte die afroamerikanische Sängerin Dionne Farris ihren Song ›Only Human‹ (›Nur ein Mensch‹). Michael Jackson war mit seinem Hit ›Black or White‹ (1993) noch populär, in dem er proklamiert, dass es keinen Unterschied mache, ob man schwarz oder weiß sei. Die Rede vom Menschsein, das uns alle jenseits derartiger Charakteristika verbindet, war Mitte der Neunziger tief in der Popkultur verankert. Sie gehörte zu den selten ausgesprochenen Leitmotiven meiner Jugend.

Wie die Zeiten sich ändern. Im Sommer 2025 fordern führende Wissenschaftler internationaler Eliteuniversitäten in Fachbüchern die Diskriminierung Weißer, wollen Jungwissenschaftler an deutschen Forschungseinrichtungen nur noch Ideen von Forschern bestimmten Geschlechts und bestimmter Hautfarbe zur Kenntnis nehmen, denken Waldorfschulen darüber nach, Schüler nach Hautfarbe auszuwählen und gilt Martin Luther King als Rassist. Wie konnte es so weit kommen?

Dieser Frage widmet sich Coleman Hughes in seinem Buch ›Farbenblind‹. Hughes ist Mitglied einer Gruppe junger schwarzer Intellektueller

wie Kmele Foster, Eric Smith oder Thomas Chatterton Williams, die seit Jahren durch ambitionierte zeitkritische Beiträge von sich reden macht. Bereits mit Mitte Zwanzig begann seine Karriere als »public intellectual« und kaum 10 Jahre später betreibt er einen eigenen YouTube-Kanal und Podcast, publiziert in renommierten Medien und ist Politikanalyst von CNN. Er ist gut positioniert, die Granden der schwarzen US-Intellektuellenszene wie John McWhorter oder Glenn Lowry zu beerben.

Sein erstes Sachbuch ist flüssig geschrieben, kommt schnell auf den Punkt und folgt einem klaren Erkenntnisinteresse: die Geschichte jener Geistesrichtung in den USA nachzuzeichnen, die nur Menschen, keine Vertreter von Rassen kennen will. Indirekt wendet er sich gegen die modische »critical race theory«. Dass die Übersetzung keine leichte Aufgabe gewesen sein kann, macht die sprachliche Akrobatik deutlich, die der Übersetzer zuweilen vollführen muss, um Begriffe wie »race«, der im Amerikanischen weniger abfällig und biologisch konnotiert ist, korrekt zu übersetzen. Das macht die Diktion zuweilen ungenau, was dem Lesegewinn freilich keinen Abbruch tut.

* Coleman Hughes: ›Farbenblind: Plädoyer für eine Gesellschaft ohne Race-Politik‹, Critica Diabolis 339, aus dem Englischen von Dominik Fehrmann, Edition Tiamat, Berlin 2025, 262 Seiten, 26,- EUR

Ausgangspunkt für Hughes' Erkenntnisinteresse ist der bemerkenswerte Aufstieg neorassistischen Denkens der vergangenen Jahre, und zwar vorwiegend im linksliberalen politischen Spektrum. Wie es möglich ist, dass 2025 an US-Schulen die Segregation wieder eingeführt wird, namhafte deutsche Stiftungen die Vergabe öffentlicher Gelder nach »race« befürworten und Pünktlichkeit als Werkzeug weißer Unterdrückung gelten kann, ohne dass Kritik (sondern vielfach Beifall) laut wird, steht im Mittelpunkt des Buches.

Denkfehler und falsche Dogmen

Hughes zeichnet die Geschichte farbenblinden Denkens in Amerika nach und beginnt bei der Bürgerrechtsbewegung Martin Luther Kings. Er zeigt, dass ihr politischer Sieg bereits Ende der 60er-Jahre als weitgehend gesichert gelten konnte. Die in der Folge einsetzende Gleichstellungsgesetzgebung (»affirmative action«), die historisches Unrecht durch korrektive Maßnahmen asymmetrischer Diskriminierung teils bis heute zu korrigieren sucht, hat laut Hughes zwar punktuelle Berechtigung, stellte demgegenüber jedoch grundsätzlich einen Rückschritt dar, da sie der Diskriminierung erneut die Türen öffnete, wenn auch nun unter moralisch veränderten Vorzeichen. Die neue Ungerechtigkeit (Neorassismus), die sich überall dort ergeben muss, wo Unterschiede der Hautfarbe erneut gemacht werden (z.B. in Einstellungsgesprächen oder bei Leistungsbewertungen), arbeitet er an vielen Beispielen heraus.

Hughes' Kritik am Neorassismus geht über »affirmative action« hinaus. Er versteht darunter die breite Wiedereinführung von Hautfarbe als Kriterium für die unterschiedliche Behandlung von Menschen, z.B. durch neue Formen der Rassentrennung, der gezielten Schlechterstellung oder Ausgrenzung von Menschen nicht-schwarzer Herkunft, oder der Stärkung »schwarzer Identitäten«, häufig auf Kosten Nicht-Schwarzer und in der Absicht, historisches Unrecht wiedergutzumachen. Hughes erteilt diesen Versuchen eine Absage, verwendet jedoch viel Zeit darauf, diesen Neoras-

simismus, vom Antirassismus klassischen Zuschnitts abzugrenzen, dem er viel abgewinnt. Er macht deutlich, dass Farbenblindheit nicht Blindheit für Diskriminierung meint, sondern allein, die Hautfarbe eines Menschen nicht politisch handlungsleitend zu machen.

Hughes stellt die Denkfehler, wissenschaftlichen Unzulänglichkeiten und teils hanebüchenen Handlungsempfehlungen des neuen Neorassismus detailliert heraus. So hat dessen Einfluss unter dem Eindruck der Ermordung George Floyds zur teilweisen Streichung des Polizeibudgets von Minneapolis geführt. Das hatte aber nicht die Verringerung schwarzer Polizeiopfer zur Folge, sondern dass die Mordrate just in den ärmsten (schwarzen!) Vierteln der Stadt dramatisch in die Höhe schnellte.

Ein eigenes Kapitel widmet der Autor den (falschen) Dogmen eines derartigen Aktivismus', z.B. der Vorstellung, dass gesellschaftliche Unterschiede zwischen Bevölkerungsgruppen unterschiedlicher Hautfarbe stets auf Rassismus zurückzuführen seien, dass historisches Unrecht durch heutiges Unrecht »wiedergutmacht« werden könne, oder dass es keinen Fortschritt im Kampf gegen Rassismus in den vergangenen 80 Jahren gegeben habe. Pseudowissenschaftliche Behauptungen wie die, dass Rassismus stetig zunehme, die Überlegenheit der »weißen Rasse« gängiger Glaubenssatz unter Weißen sei oder Polizeigewalt permanent ansteige, weist er als haltlos nach, während er zeigt, dass alle wesentlichen Indikatoren darauf hindeuteten, dass rassistische Einstellungen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts drastisch abgenommen haben.

Hughes weist den modernen Neorassismus methodisch wie ethisch zurück. Die politischen, sozialpsychologischen und anderen Gründe, die er für dessen Boom verantwortlich macht, leiden freilich unter denselben Herausforderungen aller derartiger Erklärungsversuche: Wir wissen nicht, warum liberale Gesellschaften zerfallen, Polarisierung um sich greift und selbst humanistisch denkende Zeitgenossen nicht zögern, totgeglaubte Stereotypen wieder auferstehen zu lassen, weil wir noch Teil dieser Entwicklung sind. Soziale Medien und digitale

Entfremdung, Verfall des Journalismus und Abkapselung des wissenschaftlichen Denkens von der Lebenswelt, Rückzug des Christentums und Konzentration des Reichtums sind zwei-felsohne alles Momente dieser Entwicklung.

Sich gegen den Strom stemmen

Hughes widerspricht nicht der Auffassung, dass der »white backlash« – die rechte neorassistische Revanche – bereits eingesetzt hat. Donald Trump ist zu einem Gutteil Ergebnis der Vorstellung mancher weißer Amerikaner, nach Jahren, in denen sie für ihre Hautfarbe verurteilt wurden, sei nun die Zeit der Rache gekommen. Neorassisten bedenken nicht, so Hughes, dass jenes neorassistische Denken, das sie wieder auferstehen lassen, in den Händen jener, die jetzt den Kürzeren ziehen, legitim gegen sie verwendet werden kann, sobald sich das politische Blatt gewendet hat.

Sich damit zu beruhigen, die beschriebenen Entwicklungen seien ein rein amerikanisches Problem, ist nicht möglich: auch an deutschen (Waldorf-)Schulen wird über race-basierte Zulassungsverfahren nachgedacht, an deutschen Hochschulen verlangen Jungwissenschaftler, nicht mehr mit den Ideen Weißer konfrontiert zu werden, und in deutschen Betrieben dürfen Schwarze Weiße bestrafen, wenn jene sich diskriminiert fühlen (ohne diesen die Möglichkeit zu geben, sich dagegen zu wehren).¹

Mit Genugtuung mag es einen erfüllen, dass sich gerade dort Kräfte gegen den Strom stemmen, wo man es am wenigsten erwarten würde. In den USA ist eine lebendige Bewegung für eine Wiederentdeckung des Humanismus entstanden. Die »ProHuman Foundation« und die »FAIR Foundation« (»Foundation Against Intolerance and Racism«) helfen von Ausgrenzung betroffenen Menschen jeder Hautfarbe, gehen gegen die Unterdrückung freien Denkens vor und haben Unterrichtsmaterialien für allgemeinbildende Schulen entwickelt, die auf Liberalismus, geistige Autonomie und selbstständige Persönlichkeitsentwicklung setzen (während sie die Auseinandersetzung mit Rassismus und Diskriminierung nicht scheuen).²



Es ist bedauerlich, dass Teile der deutschen Waldorfpädagogik weiterhin stromabwärts steuern und damit im Begriff sind, just jenes Alleinstellungsmerkmal aufzugeben, dass sie rund 100 Jahre lang ausgezeichnet hat.

Bijan Kafi hat Germanistik und Philosophie studiert und leitet die Kommunikation der Förderstiftung Hanse-Wissenschaftskolleg.

1 Vgl. »Wir müssen gemeinsam ran an unsere verkrusteten Strukturen« – www.zeit.de/kultur/2021-05/rassismus-theater-deutschland-sonja-baltruschat-diversitaetsagentin-parkaeue-berlin

2 Vgl. www.prohumanfoundation.org und www.fairforall.org